

Einreichung zur MOMO - Preisfrage

Menschen neigen sowohl individuell wie auch als Spezies dazu, sich narzisstisch zu erheben – wie es wahrscheinlich alle Tiere tun würden, wenn sie in der Lage wären, Bewusstsein zu entwickeln, welches ursprünglich aus der Wahrnehmung entsteht, die naturgemäß egozentrisch ist.

Traditionell werden deshalb „Mensch und Natur“ wie „Mensch und Tier“ gegenübergestellt, als ob wir nicht dazugehörten.

Mittels abstrakten Denkvermögens wurden mit dazugehöriger Kreativität entsprechende Theorien, Mythen und Selbsteinschätzungen kreiert, um sich als Menschen metaphysisch letztlich sogar unsterblich zu wähnen.

Nicht allein in der abendländischen Kultur ist dies für viele sicherlich immer noch ein wesentlicher Grund, sich aufgrund eigener geistiger Fähigkeiten weder zur Vergänglichkeit der Natur noch – und schon gar nicht – zu den Tieren zählen.

Tatsache ist jedoch, dass all unsere geistigen Leistungen auf Grundlage biologischer Voraussetzungen geschehen, die ihrerseits der evolutionären Entwicklung des Lebens mit seiner Generationenfolge entspringen – und denen anderer Tiere recht ähnlich sind.

Selbst komplexestes Denken könnte ohne die natürlich vorhandenen peripheren Bereiche unseres Gehirns nicht entstehen.

Wir sind und bleiben daher – ob wir es so wollen oder nicht – untrennbar eingebunden in den allgemeinen Lebensprozess, der uns in evolutionärer Weise hervorgebracht hat.

Das Leben an sich war vor uns (ohne uns) da, und es wird auch nachher (ohne uns) sein und weitergehen.

Und wie alle Lebewesen sind wir aufgrund eigener individueller Vergänglichkeit lediglich kurze Zeit dabei und schwimmen derweil – es mittragend und mitgestaltend – darin mit.

Grundsätzlich unterscheidet sich daher unser Leben von dem anderer Lebewesen, vor allem dem anderer Tiere nicht.

Sowohl Ernährung, Verdauung, Stoffwechsel und Entleerung wie auch Zeugung, Geburt, Fürsorge, Wachsen, Altern, Reifen und Sterben hängen mit unserer Biologie und ihren seelischen Programmierungen zusammen, die bis heute unsere tierische Natur samt Verwandtschaft mit anderen Säugetieren erkennen lassen.

Es kann folglich kein realistischer Zweifel bestehen, dass die Menschen, auch wenn sie besondere geistige Fähigkeiten besitzen, zu den Tieren zählen, die ihrerseits ebenfalls nahezu sämtlich über eigene einzigartige artspezifische Qualitäten verfügen.

Manche können besser sehen, riechen oder hören, andere schneller laufen, tiefer tauchen und sogar fliegen als Menschen. Doch niemand käme auf die Idee, Vögel oder Fische aufgrund ihrer besonderen Fähigkeiten, über die wir ebenfalls nicht verfügen, nicht zu den Tieren oder zur Natur zu zählen.

Unter Millionen von Tierarten mit ihren ebenso vielen artspezifischen Eigenheiten, die über körperliche und seelische bis in unterschiedliche geistige Fähigkeiten hineinreichen, stellen deshalb auch unsere spezifisch menschlichen kognitiven Potenzen keine derartige Besonderheit dar, die uns aus der Natur herauszukatapultieren vermag.

Die Bedeutung des menschlichen Geistes, der sich seinerseits im Grunde selbst über alles erhebt, wird sowieso sogar im menschlichen Kontext für unsere kulturellen Entwicklungen weit überschätzt.

Denn nicht einmal für die zivilisatorischen Errungenschaften ist unser denkfähiges Gehirn allein entscheidend.

Als unerlässliche biologische Voraussetzungen gehören ebenso Mund, Lippen, Zunge und der gegenüber anderen Primaten vergrößerte Resonanzraum im Rachen für die Herausbildung differenzierter Artikulationsfähigkeiten dazu. Ebenso Hände, Finger und vor allem ein sehr beweglicher Daumen, die im Verbund mit aufrechtem Gang unseren ursprünglichen Greifwerkzeugen die Freiheit und Chancen gewähren, Dinge gestalterisch erschaffen zu können.

Nur so konnten Sprache, Werkzeuge und Behausungen, später Schriften, Bücher, Maschinen, Städte, Künste und immer ausgefeiltere Techniken bis hin zu den materiellen Voraussetzungen fürs Internet kreiert und konstruiert werden.

Bloße Intelligenz hätte dafür nicht genügt, weshalb andere Arten wie etwa Delfine oder Elefanten, die in mancher Hinsicht vielleicht sogar über mehr Intelligenz als Menschen verfügen, ohne solche Ausstattungen keine ähnlichen Entwicklungen wie unsere Spezies zustande bringen.

Doch nicht einmal die Summe aller Qualitäten unserer natürlichen körperlichen Voraussetzungen berechtigt dazu, dass wir uns mit hierarchischer Festschreibung zur Krone einer fiktiven Schöpfung erhöhen oder an die vermeintliche Spitze einer von uns selbst konstruierten Nahrungspyramide stellen – zumal menschliche Individuen immer noch von manch anderen Tieren gefressen und sogar von Viren oder Mikroben zu Tode gebracht werden.

Schauen wir daher für realistische Einschätzungen unseres tierischen Menschseins tiefer in die Prinzipien des Lebens hinein.

– Wobei der Begriff „Leben“ folglich weder das jeweils nur eigene noch irgendwelche jenseitigen Fantasien, Mythen oder metaphysischen Dimensionen, sondern den alle körperlich-materielle Existenzen verbindenden allgemeinen lebendigen Prozess des Werdens und Vergehens meint, den alle Lebewesen teilen.

Dieser biologische Prozess, der die unabdingbare Grundlage späterer geistiger Aktivitäten darstellt, vollzieht sich überall auf Basis innerer Impulse durch Austausch zwischen begrenzten lebendigen inneren und offenen äußeren Räumen, welche die Voraussetzungen dafür bereitstellen.

Doch lediglich die von den jeweiligen Einzelwesen gebildeten jeweils eigenen lebendigen Innenräume sind die substanziellen Bereiche, in denen das Leben im eigentlichen Sinne tatsächlich pulsiert.

Denn Leben an sich als über uns schwebende oder wabernde eigene Entität gibt es nicht, weshalb es auch keine eigenen Absichten oder Interessen besitzt.

Es kann sogar als allgemeiner Prozess nicht einmal losgelöst von lebendigen Lebewesen existieren, sondern nur durch sie geschehen – wobei alle Lebewesen darin eingebunden sind.

Dabei entstanden und entstehen frühe Lebensformen – und damit überhaupt erst Leben – auf immer noch weitgehend geheimnisvolle Weise in „lebensfreundlichen“ Bereichen, die unter bestimmten Voraussetzungen entsprechend angepasste Lebewesen hervorbringen, die ihrerseits nach außen hin Einfluss ausüben und sich dann wiederum selbst an die von ihnen verursachten äußeren Veränderungen anpassen „müssen“.

Dieses wechselseitige Wirken zwischen innen und außen initiiert immer wieder unvorhersehbare Entwicklungen, die das Leben grundsätzlich nicht festschreibbar machen und von zufälligen Mutationen begleitet sogar neue Lebensformen erschaffen –

wobei solch letztlich evolutionäre Anpassungs- und Entwicklungsprozesse nicht geplant oder bewusst, sondern eher zufällig geschehen und zudem durch Generationenfolge und individuelle Vergänglichkeit

wie durchs Zusammenfügen zweier in einzelnen Aspekten unterschiedlicher Genome bei der sogenannten Fortpflanzung gefördert werden.

Zum Leben gehören deshalb enorme Flexibilität und Diversität, durch die mit der Zeit sehr viele Entwicklungsstränge mit oft unklaren Abgrenzungen entstanden sind.

Für alle Lebewesen aber gilt, dass sie nicht nur an recht spezifische Lebensräume angepasst, sondern darauf auch angewiesen sind – so dass selbst bei mehr oder weniger großen Variationsbreiten grundsätzliche Abhängigkeiten von jenen Umweltbedingungen bestehen, welche die erforderlichen Lebensvoraussetzungen für die vegetativen inneren Prozesse der jeweiligen Lebensformen bereitstellen können.

So ist uns bekanntes Leben auf das Vorhandensein von flüssigem Wasser und dadurch (bis auf ganz wenige Ausnahmen) auf eine in kosmischen Dimensionen winzigkleine Temperaturspanne um unteren Ende der Temperaturskala im Umfang von circa 100° C bei gleichzeitigem Schutz vor gefährlichen Strahlen angewiesen.

Und was uns Menschen wie die meisten anderen Säugetiere betrifft, können wir uns ungeschützt lediglich in einem körpernahen Temperaturbereich von circa 10° rund um 25°C wirklich wohl und vital fühlen.

Diese Temperaturpräferenzen sitzen tief und fest, weil sie mit der für Säugetiere spezifischen Körperwärme von 37° korrespondieren und wie etwa Stoffwechsel und Salzgehalt des Körpers zu den elementaren inneren Lebensprogrammierungen zählen, zu deren jeweiligen Steuerungen bereits in jeder einzelnen Zelle rudimentäre „Mechanismen“ und Impulse zum Sich-Öffnen oder Sich-Verschließen gehören.

Und diesen Grundprägungen nicht zu folgen oder zu genügen, hat zumindest bei entwickelteren Lebensformen korrigierendes Unwohlsein zur Folge.

Denn Leben ist grundsätzlich ohne solch innere Programmierungen nicht möglich.

Und für die Einzelwesen bedeutet das, dass sie sich ihren artspezifischen natürlichen Mustern entsprechend zu bewähren haben.

Darin sind sogar seit jeher über die eigene Existenz hinaus weisende Ausrichtungen enthalten, zu denen Replikationen, Zellteilungen und anderweitige Formen der Weitergabe des eigenen genetischen Bauplans und anderer Lebensinformationen an nachfolgende Generationen gehören.

Folglich ist Leben an sich nicht aufs eigene Überleben beschränkt.

Neben Wachstum, Reifung und Fortpflanzung spielen ebenso Altern und Sterben entscheidende Rollen, da ohne Tod und Generationenfolge lebendige Entwicklungen nicht hätten stattfinden können.

Daher zählen über den Selbsterhalt hinaus auch Vorteilsstreben und Zukunftswirken zu den zentralen Impulsen des Lebens – zumal wesentlich zum evolutionären Prinzip des Lebens gehört, dass sich am ehesten das, was den Lebenserfolg von Individuen im Sinne einer Weitergabe eigener Lebensinformationen übers reine Überleben hinaus erleichtert, im allgemeinen Lebensprozess langfristig etablieren und durchsetzen kann.

Insgesamt ist daher von einer sehr, sehr großen Zahl solch natürlicher Impulse auszugehen, die nicht allein uns Menschen, sondern alle Lebewesen in archaischer Weise steuern und artspezifisch durchs Leben führen.

Bei Tieren gibt es mehr. Bei Pflanzen weniger. Da die Impulsdichte mit den vorhandenen Verhaltensspielräumen zusammenhängt, die bei Tieren sehr viel größer als bei Pflanzen sind.

Doch wenn überhaupt eine Hierarchie aus objektiven Gründen besteht, so ist sie genau hier in der Tatsache zu finden, dass seit Anbeginn des Lebens solche Lebewesen existieren, die sich wie heute noch Pflanzen oder Flechten direkt von der mineralischen Substanz der Erde ernähren und diese zusammen mit Wasser, Luft und Energie für ihr Leben verwerten.

Erst in deren Folge konnte sich – auf Grundlage von deren Existenz – die zweite Kategorie all jener entwickeln, die als Tiere, egal ob Pflanzenfresser oder Beutegreifer, vom Verzehr anderer Lebewesen leben.

Dem Gras brächte es jedoch nichts, sich vor einem Rind zu fürchten, Durst zu verspüren oder beim Schnitt Schmerzen zu empfinden, da es sich dazu eh nicht verhalten und sich wehren könnte. Pflanzen vermögen zwar, jahreszeitliche Veränderungen zu berücksichtigen und ihr Wachstum am Licht auszurichten, bleiben dabei aber im wesentlichen auf sehr begrenzte Reaktionen beschränkt.

Sie können partiell auf Trockenheit oder zu große Hitze reagieren und manchmal sogar Resistenzen gegen Keime und andere Schädlinge entwickeln.

Doch letztlich sind sie fest verwurzelt, wo ihr Ursprungssame hingeweht oder -getragen wurde – ohne jegliche Chance, ihren Standort eigenmächtig zu ändern und woanders bessere Lebensbedingungen zu finden.

Auch zur Fortpflanzung reichen ihnen Impulse zur Blüten-, Pollen- und Fruchtbildung oder Sporen und weitertreibende Wurzeln für Ableger aus.

Ganz anders ist es bei Tieren. Sie sind weder fest verankert, noch können sie wie Pflanzen direkt von der mineralischen Substanz der Erde leben, sondern diese lediglich indirekt durch den Verzehr anderer Lebewesen in ihren Stoffwechsel einfügen.

Folglich brauchen sie für ihre Nahrungssuche weit mehr als nur Reaktionsvermögen und sind zwecks dafür notwendiger eigener Aktivitäten unbedingt auf möglichst freie Mobilität und weit größere Verhaltensspielräume angewiesen.

Entsprechend umfangreichere sie durchs Leben leitende Impulse gehören dazu – und wesentlich mehr Wahrnehmungs- und Einschätzungsvermögen als Pflanzen, Mikroben oder Flechten.

Allein schon um Nahrung zu finden, sie aufzuspalten und die erforderlichen Nährstoffe im Körper verteilen zu können, war es Voraussetzung, sehr viel differenziertere Zellen und ein komplexes Verdauungssystem zu entwickeln – welches wiederum nur durch vielfältige innerlich koordinierende Impulse funktioniert und durch mein bereits angeborne Ernährungsausrichtungen wie Appetitmuster begleitet wird.

Doch all diese natürlichen Impulse von Lebewesen und die dazugehörigen bei Tieren sogenannten Triebe bedeuten nicht, dass sie dadurch so engmaschig programmiert und starr festgelegt wären, dass es der Flexibilität des Lebens entgegenstände. Zumindest bei allen natürlichen Entscheidungsprozessen von komplexer mehrwertiger Logik auszugehen, wobei situative innere wie äußere Umstände stets mit berücksichtigt werden.

Außerdem sind die Impulse gerade bei komplexeren inneren Steuerungssystemen individuell unterschiedlich ausgeprägt, so dass – selbst wenn alle Lebewesen mit artspezifisch grundsätzlich gleichen Einschätzungs- und Verhaltensmustern geboren werden – jeweils eigene Impulsprofile mit ebenfalls unterschiedlicher innerer Flexibilität wie auch niemals vollständig gleichem Wahrnehmungsvermögen entstehen.

So sind manche Tiere stärker, andere schwächer, mutiger oder ängstlicher, anfälliger oder resistenter – womit sich jeweils schwer absehbare Vor- und Nachteile verbinden und es so scheinen könnte, als ob die Natur mit den von ihr „gewollten“ individuellen Unterschieden der Einzelwesen immer wieder neue Wege ausprobieren würde.

Tiere fürchtet sich auch (ebenfalls nicht geplant, sondern evolutionär bewährt) vor eigenen Verletzungen und instinktiv sogar vor dem Tod, weil sie diesbezüglich ebenfalls Verhaltensspielräume samt Fluchtrelexen besitzen und oft sogar mit Wahrnehmungs- und Verhaltensschablonen bezüglich ihrer gefährlichsten Fressfeinde bereits geboren werden.

Für all diese lebenswichtigen Verhaltensspielräume und Aktivitäten sind sehr viel differenziertere Wahrnehmungsfähigkeiten als bei Pflanzen für alle Tiere elementar, auch wenn sie bei Insekten, Weich- oder Wirbeltiere unterschiedlich an die jeweiligen Lebensbedürfnisse angepasst und zur Erfassung solcher Ausschnitte der Realität zugeschnitten sind, auf die die jeweiligen Spezies angewiesen sind.

Je komplexer Lebewesen, desto mehr Informationen werden gesammelt, die in wiederum differenzierter Weise miteinander abgeglichen, zusammengefügt und bewertet werden, bis immer wieder neue innere Gesamtbilder entstehen, die zu koordiniertem Verhalten des Gesamtorganismus mittels innerer Reflexe, Reize, Empfindungen, Gefühle, Hormone und andere Impulse aus dem angeborenen Impulsreservoir befähigen.

Und da Befolgen bzw. Nicht-Befolgen von Impulsen wie die Art und Weise möglicher eigener Reaktionen immer mit Abwägen und Einschätzen zu tun haben, werden natürlicherweise für nahezu jegliches Verhalten bei jeder Spezies sehr viele und vielschichtige Gesichtspunkte berücksichtigt. Dass dafür zentrale Verarbeitungs- und Steuerungssysteme nahe der wahrnehmenden Sinnesorgane am vorteilhaftesten sind, lässt sich an der evolutionären Etablierung des Gehirns im Kopf aller Tierarten erkennen, der seinerseits auch nicht zufällig oben sitzt und samt Sinneswahrnehmungen nach vorn gerichtet ist, weil dies sowohl bester Übersicht wie dem tiefsten, alle Lebewesen verbindenden, nach vorne weisenden Lebensimpuls entspricht.

Auf dieser Grundlage bringen etwa Beutegreifer nicht nur äußerst flexible Steuerungen ihres Bewegungsapparats, sondern auch beachtlich abwägende Strategien und andere ausgeprägt intelligente Leistungen zustande – selbst wenn die nur dann echten Lebenserfolg bringen, wenn die vorhandenen Sinnesinformationen lebensdienlich zusammengefügt, realistisch bewertet und in stimmigen inneren Bezug zu den augenblicklichen eigenen Bedürfnissen und Potentialen gesetzt werden können.

Doch bereits die Bemühungen darum und die damit verbundenen Prozesse dürfen als geistige Aktivitäten angesehen werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Tiere entwickeltere mobile Lebewesen sind, die sich gemäß ihrer Bedürfnisse und der Situationen, in denen sie sich befinden, eigenmächtig öffnen und verschließen können, über einen differenzierten Körperbau und Stoffwechsel verfügen, sich auf Kosten anderer Lebewesen ernähren, dafür aber abwägen und aktiv werden müssen. Das Leben ist für sie demzufolge mit Herausforderungen verbunden, für deren Bewältigung sie jedoch entsprechend ausgeprägtes Wahrnehmungsvermögen wie auch großes Verhaltensrepertoire mit vielen angeborenen sehr flexiblen Impulssteuerungen besitzen. Da sie dafür sehr unterschiedliche Informationen intelligent verarbeiten können und müssen, sind sie, wenn in unterschiedlichen Maßen, zu geistigen Prozessen fähig.

All diese Aspekte treffen grundsätzlich auch auf uns Menschen zu – weshalb analog dessen, dass Tiere, selbst wenn sie entwickeltere Lebewesen sind, weiterhin zur Gesamtheit der Lebewesen zählen, kein wirklicher Anlass besteht, die menschliche Spezies aufgrund ihrer entwickelteren geistigen Fähigkeiten nicht mehr zu den Tieren, zu den Lebewesen oder gar nicht mehr zur Natur zu zählen.

Es ist daher auch Unsinn, von einer erst notwendigen „Menschwerdung“ des einzelnen menschlichen Individuums durch nachträglich formende kulturelle Maßnahmen zu reden, da wir bereits von Geburt an gemäß unseres zugrunde liegenden genetischen Bauplans Menschen mit allen dazugehörigen tierischen Ausstattungen und Anlagen samt der ursprünglichen Impulse sind, die bereits unsere frühesten Vorfahren zu sozialen Wesen machten und zu genau dem Kooperationsvermögen befähigt hatten, das die kulturelle Entwicklung des Menschen ermöglicht hat.

Kulturelle Formungen durch Erziehung, Sozialisation und Bildung laufen eher auf die Unterdrückung und Deformierung der menschlichen Natur hinaus – weshalb vor allem diesbezüglich nach den Gründen für von Menschen verursachtes Unheil zu forschen wäre.

Leider spielt nach meinen Einschätzungen hierbei die kleine aber sehr effiziente Erweiterung unserer natürlichen Gehirnpotentiale, die uns zu abstraktem Denken befähigt, eine entscheidende Rolle. Denn unsere Kreativität und Intelligenz sind nicht dazu da, dass wir uns über das Leben zu erheben, sondern haben sich als geistige Freiräume allein deshalb etabliert, dass dem menschlichen Lebenserfolg ursprünglich allgemein dienen.

Doch wie bei allen Werkzeugen kommt es auch hier darauf an, wie wir damit umgehen und sie fürs Leben zu nutzen verstehen.

Indem wir uns aber bewusstseinsmäßig lebensfern ausrichten, das Leben an sich immer weniger wertschätzen, stattdessen alles mögliche darüber erheben und unsere innere Natur schlechtreden, um uns schließlich vom spürenden Kontakt nach tief innen weitgehend abzutrennen, geht uns die gesunde Ausrichtung fürs Leben verloren, ohne die auch ein noch so intelligenter Verstand nicht lebensdienlich wirken kann.

Unter dem Einfluss von Herrschaftsdogmen wurden viel zu viele lebensabträgliche Theorien und Mythen kreiert, die mit starren Geboten und Werten menschliches Entscheiden und Verhalten immer unflexibler und enger machten und damit ihrem eigenen wie gemeinsamen Wohl und Lebenserfolg entgegen wirkten und wirken – und „unseren“ Planeten inzwischen insgesamt immer mehr beschädigen.

Wir brauchen sensiblen Kontakt zu unserer Natur tief innen und ein klares Ja zum Leben. Denn nur aus der absoluten Wertschätzung des Lebens, kann sich lebensdienliches Denken entwickeln.

Und Geist und Verstand stehen dem nicht wirklich entgegen.

Sie können zwar mentalen Müll produzieren, können sich aber in wunderbarer Weise auch selbst sehr kritisch reflektieren – und uns dadurch sogar helfen, wieder mit Zutrauen in die menschliche Natur und darüber leichter tiefer zu uns selbst zu finden und mit kreativen Potentialen verlockende Visionen für schönere Zukünfte zu kreieren.

Kein Tier sein zu wollen, ist hingegen die Einstellung, die die Selbstentfremdung des Menschen symbolisiert und damit auch Teil der menschlichen Hybris darstellt, mit der wir uns bewusstseinsmäßig

aus dem Leben katapultieren und den gesunden Bezug zu unserer inneren wie äußeren Natur zerstören.

Das Leben bejahen und sich selbst zu lieben –
um auf diese Weise heilsam zu wirken –
heißt daher auch,
das eigene innere Tierchen zu lieben –
um sich von tief innen heraus mit allen Lebewesen verbunden zu fühlen.